

Anna Brüggemann
Wenn nachts die Kampfhunde spazieren gehen

ANNA
BRÜGGEMANN

=

WENN NACHTS
DIE KAMPFHUNDE
SPAZIEREN
GEHEN

Roman über
Mütter und Töchter

Ullstein

1. TEIL 1998

1. DAS ABITUR

Regina saß in der Aula der großen Schule und betrachtete ihre Hände. Auf der Bühne ging gerade mühselig ein Querflötensolo zu Ende. An der Flöte ihre Tochter Antonia. Regina wagte nicht, hinzusehen. Antonia inmitten des Orchesters, wie sie mit Engelsgeduld ein fragwürdiges Solo konsequent seinem Ende entgegensteuerte. Die dunklen, langen Haare zu einer Strähne nach hinten gebunden, einen Fuß leicht abgespreizt, sodass sich ihre Oberschenkel zusammenpressten, die Ellenbogen abgewinkelt, der Körper in eifriger Musikalität wippend.

Antonia hatte eine helle Haut, fast weiß. Sie war schlank, aber weich. Ihre weißen Oberarme bewegten sich im Takt der Musik, sanft und unmuskulös.

Reginas eigene Oberarme, ihr ganzer 51-jähriger Körper, war besser trainiert als der ihrer älteren Tochter. Ihre Oberarme waren sehnig und braun gebrannt. Regina sah zu ihrem Mann Edgar. Der wartete gelassen ab, bis Antonia zu Ende war, das Gesicht mit der randlosen Brille in gutmütige Falten gelegt. Es brauchte Mut, vor dem versammelten Abiturjahrgang und den dazugehörigen Eltern etwas vorzutragen. Ihm wäre niemals eingefallen, unter der Darbietung seiner Tochter zu leiden.

Wanda, ein Jahr und ein halbes jünger als Antonia, drehte sich zu Regina um. Sie saß zwei Reihen weiter vorne, in einem azurblauen Kleid. Ihre sportlich blauen Augen verrieten nichts, keine Regung. Sie lächelte ihrer Mutter kryptisch zu und drehte sich wieder weg.

Antonia setzte die Querflöte ab, zufrieden damit, das Vorgenommene geleistet zu haben, die Gäste applaudierten. Antonia erhob sich wie eine Pflanze, beweglich und ergeben. Sie verbeugte sich kurz. Man sah das schneeweiße Dekolleté, ahnte ihren schönen Busen, bekam eine Idee ihrer schmalen Taille und ihrer weiblichen Hüften, alles verborgen unter einem schwarzen, wadenlangen Kleid aus Chiffon, tailliert und nach unten sanft weiter werdend.

Antonia würde perfekt in ein Gemälde der Nazarener passen, dachte Regina. Die alabasterfarbene Haut, das kleine Kinn, der weiche Mund. Leider lebten sie aber nicht im Jahr 1850, sondern 1998, und Antonias Sanftmut und Passivität hatten etwas aufreizend Veraltetes.

Das gesamte Orchester hatte sich erhoben, der musikalische Teil des Abends war beendet, und die Jugendlichen verteilten sich im Saal zwischen ihren Freunden und Familien. Antonia setzte sich zu den anderen Abiturienten, die in den ersten drei Reihen platziert worden waren, zwischen ihre besten – und einzigen – Freundinnen, Fairouz und Marianne.

Regina versuchte, sich an Antonias ersten Schultag zu erinnern. Mit ihrem Abitur schloss sich ein Kreis, da konnte man das ja wenigstens mal versuchen.

Antonia war ein sehr hübsches Kind gewesen, man hatte Regina immer wieder gesagt, ihre Tochter sähe aus wie ein kleines Schneewittchen, trotzdem empfand Regina sie nicht als hübsch. Ihre Ausstrahlung war schon immer seltsam verwaschen, Regina fand in dem Gesicht ihrer kleinen Tochter keinen Anhaltspunkt und in ihrem Wesen auch nicht. Antonia redete nicht viel. Hatte sie sich damals auf die Schule gefreut? Regina wusste es bis heute nicht. War es für sie damals schlimm gewesen, am ersten Schultag kein einziges anderes Kind zu kennen? Auch das war Regina verschlossen geblieben. Antonia war in die Schule gegangen, wie sie

jetzt auch wieder aus ihr hinausging. Ohne ein inneres Verhältnis dazu aufzubauen, ihre Emotionen Regina ein Rätsel.

Manchmal hatte Regina sich Sorgen um Antonia gemacht, Sorgen, dass sie ihr Dinge verheimlichte, Mobbing, Depressionen, Vorwürfe. Aber wenn sie Edgar davon erzählt hatte, hatte dieser nur abgewiegelt und dazu geraten, Antonia einfach in Ruhe zu lassen. Er sei ganz ähnlich gewesen. Das glaubte Regina gerne. Gleichzeitig wusste sie, dass sie sich als Teenager oder »Backfisch«, wie man damals sagte, nie in Edgar verliebt hätte. Das war erst möglich geworden durch die herben Rückschläge und Enttäuschungen, die sie in ihren Zwanzigern erlebt hatte. Im Vergleich zu gewissen anderen Männern waren Edgars Ruhe und Zuverlässigkeit, um nicht zu sagen seine Langeweile, Balsam gewesen. Und deswegen hatte sie ihn geheiratet.

Regina dachte an ihre eigene Abiturfeier im Jahr 1966. Sie hatte ein wirklich sehr schönes Kleid angehabt, cremeweiß, mit orangenen, großen Knöpfen, A-Linie, sehr kurz. »So gehst du nicht aus dem Haus«, hatte ihre Mutter gesagt, und ihr verkniffener Mund war dabei noch schmaler geworden, die graue Dauerwelle noch undurchdringlicher. Regina war natürlich »so« aus dem Haus gegangen, die Wimpern dick getuscht, ihre dichten blonden Haare mit einem weißen Haarreifen zurückgebunden. Sie hatte »so« auch die Abiturrede gehalten, und danach hatte ihre Deutschlehrerin Fräulein Oppelmann ihr nahegelegt, zum Radio zu gehen, weil sie so gut frei sprechen konnte.

Ihre Eltern hatten die Rede natürlich nicht zu würdigen gewusst. Klein und verkrampt hatten sie die Zeugnisverleihung über sich ergehen lassen und sich für ihre strahlende, extrovertierte Tochter geschämt. Sie hatten sich sogar dafür geschämt, dass sie überhaupt das Abitur abgelegt hatte.

Was hätte aus ihr werden können, wenn sie von ihrem Elternhaus mehr gefördert worden wäre, dachte Regina bitter. Was hätte sie nicht alles erreichen können.

Sie betrachtete sich in ihrem Taschenspiegel und zog den Lippenstift nach. Edgar schaute noch immer geduldig zur Bühne und nahm, ohne den Blick von den Abiturienten zu wenden, Reginas Hand. »Ich bin da«, sollte diese Geste heißen. Leider nur du und kein anderer, dachte Regina, dicht gefolgt von einem zarten schlechten Gewissen.

Wo bleibt denn eigentlich Wandas Rede, fragte sich Regina. Dieser Abend muss doch noch mehr zu bieten haben als ein verkorkstes Flötensolo. Da bog Wanda den Rücken durch, reckte das Kinn und eilte zum Rednerpult.

Wanda zeigte beim Lächeln ihre weißen Zähne, schüttelte ihr blondes Haar und blickte auffordernd ins Publikum.

»Liebe Abiturienten«, begann sie. »Ich als Schulsprecherin und Zwölftklässlerin spreche wohl für viele im Saal, wenn ich sage, ich bin neidisch auf euch. Ihr seid wieder da, wo ihr mal angefangen habt. Außerhalb der Schule. Nackt, unschuldig, bereit, neu zu beginnen. An uns Zwölftklässlern haftet noch der Mief des Nicht-Geschafften. Wir sind der Jahrgang, der als Nächstes beweisen muss, was er kann. Ihr habt schon alles bewiesen. Ihr seid frei und ihr seid: sexy.«

Alle lachten. Regina blickte zufrieden um sich. Wanda war ihre Tochter. Sie war sexy, und sie bekam heute den größten Applaus.

Die Stehparty danach war eine Enttäuschung. Im Vorraum der Aula, zwischen Glaskästen mit fragwürdigen Robotern aus »wiederverwendbarem Hausmüll« und seltsam verrenkten Figuren aus Ton, hatten die Elternvertreter einen kleinen Sektausschank aufgebaut, außerdem vier Stehtische, die wahrscheinlich seit vielen Jahren für solche Gelegenheiten in einer Abstellkammer der Schule aufbewahrt wurden. Regina hatte sich schnell einen Sekt geschnappt und ließ ungeduldig ihren Blick schweifen. Die Eltern

aus Antonias Jahrgang waren noch nie interessant gewesen. Frau Jansen, eine rothaarige Frau, die viel spannender aussah, als sie in Wirklichkeit war, kam auf Regina zu.

Andreas und Antonia seien ja schon zusammen zur Schule gegangen, und jetzt machten sie zusammen Abitur, sei das nicht ... toll? Sie habe die ganze Zeit die Tränen zurückhalten müssen. Ihr sportliches Gesicht durchflog ein Hauch Rührung. Regina war das völlig egal. Andreas war langweilig, Frau Jansen war langweilig, was spielte es da für eine Rolle, welchen Weg man da schon gemeinsam gegangen war. Herr Jansen kam hinzu. Er sah noch immer gut aus.

»Musstest du auch weinen?«, fragte Regina ihn.

»Ich? Was? Weinen? Nee, nee, nee, ich bin nicht nah am Wasser gebaut!« Herr Jansen sprach immer viel zu laut und war für Flirts leider unempfänglich.

»Prost«, sagte Regina. »Ich geh mal zu meinen Töchtern.«

Wanda stand an einem der Stehtische, umringt von ihren Freundinnen, der intelligenten E.M., der wunderschönen Katharina und der netten Imke. Ihr schöner, kluger, fantastischer Freund Markus hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt. Regina breitete die Arme aus.

»Mein Schatz! Tolle Rede! Alle Achtung!«

Sie drückte ihre Tochter an sich. Wanda. Ihre Hoffnung, dass diese ganze Kinderkriegerei, diese Ehe, die beruflichen Opfer und das immer öfter hereinbrechende Gefühl der Leere nicht umsonst gewesen waren. Wanda, die ihr das Gefühl gab, vielleicht doch zu wahrer, selbstloser Liebe fähig zu sein. Wanda, der sonnige Pfeil, der Zukunft versprach und noch nicht von Vergangenheit umgeben war.

»Das soll dir erst mal eine nachmachen«, raunte Regina in ihr Ohr. »So eine Rede nicht nur zu schreiben, sondern auch noch zu halten.«

Arm in Arm standen die beiden Frauen da, Wanda hatte den Rücken durchgedrückt, aber suchte mit ihrem Blick Markus, um ihn nicht außen vor zu lassen.

»Ähm, Mama, wir würden dann jetzt mal weiterziehen, ich übernachtete bei Fairouz«, kam da eine vor sich selbst davoneilende Stimme von rechts. Antonia stand da, die weichen Schultern wie immer etwas nach vorne hängend.

»Antonia, mein Schatz«, Regina strich ihr eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Aber natürlich. Habe ich dir eigentlich schon gratuliert?«

»Weiß nicht.« Antonia lächelte vage. Es schien ihr nicht wichtig zu sein.

»Morgen bekommst du dein Geschenk, mein Schatz.«

»O.k., danke.« Auch das schien ihr egal.

Wanda hatte sich in der Zwischenzeit an Markus geschmiegt, und die beiden tranken noch mehr Sekt. Regina wollte gerade Edgar suchen, um nach Hause zu fahren, da kam Frau Heselbach zusammen mit ihrem Ehemann auf sie zu. Frau Professor Doktor Giselle Heselbach, um genau zu sein. Sie war mindestens dieselbe Kragenweite wie Regina. Sie war schlank, nicht klein, hielt sich kerzengerade, und ihre perfekt grau melierten Haare trug sie zu einer perfekt gepflegten Kurzhaarfrisur, die trotzdem lang genug war, um sie feminin erscheinen zu lassen. Sie hatte die Nase eines intelligenten Adlers und die Augen eines wachsamten Raubfisches. Ihr Mann stand ihr in nichts nach, er war groß, arbeitete in einer Pharmafirma und strahlte die souveräne Gelassenheit alten Geldes und aktueller Macht aus. Warum waren sie hier, fragte sich Regina. Dann fiel es ihr ein, Giselle und Roland, denn sie waren ja beim Du, hatten nicht nur diese hochbegabte Tochter, die vor vielen Jahren eine Klasse übersprungen hatte und längst studierte, sie hatten auch einen unauffälligen

Sohn, der dieses Jahr, genau wie Antonia, sein Abitur gemacht hatte.

Giselle nickte Regina ironisch zu. »Glückwunsch«, sollte das heißen und eine verschwörerische Verbundenheit zwischen ihr und Regina symbolisieren. Sie waren nicht so wie die anderen Mütter hier, die das Abitur ihrer Kinder rührselig feierten.

»Jetzt haben wir sie groß bekommen«, begrüßte Giselle sie. »Jetzt wird die Hütte leerer.«

»Noch nicht ganz, bei uns ist es erst in einem Jahr so weit«, erwiderte Regina. Giselle schaute fragend. War da noch eine Tochter? »Wanda«, half Regina. »Wanda macht erst nächstes Jahr Abitur.« Giselle schaute weiterhin ratlos.

Regina konnte nicht fassen, dass Giselle Wanda, die soeben eine glänzende Rede gehalten hatte, Wanda, den Star des Abends, nicht mit ihr in Verbindung brachte. Sie simuliert diese Ahnungslosigkeit bloß, weil sie mir den Triumph nicht gönnen will, dachte sie. Giselles Mann deutete mit einer höflichen Kopfbewegung auf Wanda, die sich gerade mit Markus und ihrer Clique bereit zum Gehen machte. Ist ja klar, dass er die wahrgenommen hat, dachte Regina. Der schaut bestimmt allen jungen Dingen hinterher.

»Ach, *das* ist Wanda?!«, wunderte Giselle sich. »Habe ich gar nicht erkannt! Aber ja klar, jetzt sehe ich es! Der Babyspeck ist weg, steht ihr gut! Ihr seht euch allerdings nicht mehr so ähnlich wie früher, deswegen habe ich die Verbindung nicht hergestellt. Na ja, die Kinder entwickeln irgendwann ihr eigenes Gesicht. Und Leben, hahaha. Aber wir haben uns ja auch eine Weile nicht gesehen, ich war die letzten zwei Jahre furchtbar viel unterwegs.«

Regina dachte an Giselles Gastprofessur in Antwerpen. Sie brachte es nicht übers Herz, nach Details zu fragen.

»In der Praxis läuft es gut?«, fragte stattdessen Giselle.

»Ich kann mir ja die Fälle inzwischen aussuchen«, Regina zwang sich, Giselle direkt in die Augen zu schauen. »Ich will nicht

damit kokettieren, aber die Kollegen kontaktieren mich, wenn sie nicht weiterkommen. Und wenn ich drei bis vier Jahre an wirklich schwerwiegenden Erkrankungen mit den Patienten arbeite, dann kommen wir wirklich weiter, das ist sehr beglückend. Die Patienten sind mir oft ein Leben lang dankbar. Das liebe ich so an der Arbeit in der Praxis. Das hätte ich ja in einer wissenschaftlichen Laufbahn gar nicht so haben können.«

Giselle, Inhaberin der Professur für Psychologie an der Universität Bielefeld, lächelte. »Toll, dass dir das nach wie vor so Spaß macht. Ich kenne viele Kollegen in unserem Alter, die meinen, irgendwann wiederholt sich doch alles. Denen ist nur noch langweilig.«

Regina nahm Giselles Parfum wahr, das nach Vetiver roch, angenehm, diszipliniert und teuer, und ihr flog der Geruch ihres eigenen Deos in die Nase, das nicht hielt, was es versprach. Den unangenehmen Gerüchen und dem Gefühl der Unterlegenheit zum Trotz lachte sie amüsiert auf.

»Langweilig? Ich sag dir, Giselle, langweilig ist mir noch lange nicht!«

»Sonst hätte ich einen Tipp für dich gehabt.« Giselle schaute Regina aus ihren undurchdringlichen Augen an. »Ist noch nicht offiziell, aber die Uni Siegen sucht einen Gastprofessor, Dr. Satrapi ist krank. Du kennst doch Dr. Satrapi?« Regina nickte. »Bewirb dich doch da.« Regina nickte wieder.

»Du, das ist aber nett, dass du mir das sagst. Ich denke mal darüber nach. Aber wahrscheinlich bringe ich es nicht übers Herz, meine Patienten im Stich zu lassen. Apropos, ich habe morgen früh außerplanmäßig Sprechstunde, wir müssen mal los.«

Regina reichte Giselle die Hand, schenkte Roland ihr strahlendstes Lächeln und steuerte direkt auf Edgar zu, der sich rettend und verlässlich sofort aus seinem Gesprächsgrüppchen löste und mit Regina zum Auto verschwand.

»Willst du fahren?«, fragte Edgar und reichte Regina die Schlüssel.
»Ich hatte zwei Wein.«

Regina nahm das zur Kenntnis, zwei Wein zur Abiturfeier seiner ältesten Tochter, das war in Ordnung. Sie drehte den Rückspiegel aus der Mitte kurz zu sich und zog sich noch einmal die Lippen nach.

»Sieht dich doch jetzt keiner mehr«, meinte Edgar und sah sie an, amüsiert und liebevoll.

»Diese doofe Ziege«, Regina startete energisch den Wagen.
»Muss sie mir wieder reindrücken, dass ich nicht promoviert habe. »Bewirb dich doch als Gastprofessor«, haha. Kann ich gar nicht ohne Dokortitel, das weiß die genau. Ja, ich hatte eben keine Eltern, die mir das Studium finanziert haben, und auch keinen Vater, der die ganze Zeit »seine intelligente Tochter« gefördert hat. Sonst hätte ich hier nämlich die Professur inne, und nicht die! – Ach, da sind sie ja – ja, tschüs, tschüs.«

Regina bremste und ließ Giselle, ihren schüchternen Sohn und ihren Ehemann, der sich eine Zigarette angezündet hatte, mit einem Lächeln und einem angedeuteten Winken über die Straße.
»Ich fand völlig übertrieben, wie die heute rumlief. Ich mein, dieser Hosenanzug war doch scheußlich. Der rief nichts außer »ich war teuer«, aber stand ihr überhaupt nicht. Ich finde schrecklich, wenn alles so »kastig« an einem runterhängt. Die ist viel zu dünn für so viel Stoff. Na ja, die hat halt keinen Geschmack, weil sie die ganze Zeit über ihren Büchern sitzt. Solche Frauen haben keinen Geschmack, das kenne ich schon.«

Edgar schaute aus dem Fenster.

»Jetzt hat Antonia Abitur«, sagte er, als Regina das Auto in der Garageneinfahrt parkte. »Ich erinnere mich noch, wie sie an ihrem ersten Schultag mit ihrer gelben Schultüte hier im Hof saß und an ihren Locken drehte. Sie war traurig, weil sie keine Freunde in der Klasse hatte. Ach, hat sie mir da leidgetan. Wie sie dasaß, das werde ich nie vergessen.«

2. DIE PARTY

Der Raum war voll, und von hinten drängten noch Leute nach. Antonia, Fairouz und Marianne ließen sich schieben und drücken, bis sie mitten in der Kneipe angekommen waren. Durch den vorderen Raum zog sich der Tresen, im hinteren Raum erahnte man schon die sich drehende Discokugel und die Tanzfläche.

Antonia zuppelte an ihrem etwas zu knapp sitzenden Anorak herum, heiß war es hier.

»Ich hole uns Bier, oder?« Marianne sprach das aus wie eine Hausaufgabe, man war jetzt in der Kneipe, und Bier trinken war das, was man jetzt machte. Marianne hatte heute ihren Pony mit einem Lockenstab bearbeitet, sodass er sich lieb zu beiden Seiten ihrer Stirn wölbte. Antonia bemerkte so etwas, ohne es in irgendeine Richtung zu bewerten. Marianne war immer Marianne, und sie mochte sie.

Fairouz unterhielt sich mit zwei Mädchen an der Bar, sie hatte mehr Freundinnen in der Klasse und war generell gut vernetzt. Antonia schob sich in den hinteren Raum weiter. Hier war es etwas leerer, vielleicht war es dort besser auszuhalten.

In diesem Moment begann irgendein Dance-Hit, den Antonia nicht kannte. Die meisten Schüler des Jahrgangs sausten auf die Tanzfläche, schlangen die Hüften und bewegten sich so, wie sie es in den MTV-Videos gesehen hatten. So musste man tanzen, wenn man vom anderen Geschlecht wahrgenommen werden wollte, und am besten sah man auch beim Sex noch so aus.

Antonia verstand diese Codes nicht. Sie spielten sich auf Schauplätzen jenseits ihrer Welt ab. Sie sah kein Musikfernsehen, es interessierte sie nicht. Diese Art der Musik ging an ihr vorbei, diese Art zu tanzen war ihr fremd. Und deswegen verstanden alle sie falsch und dachten, sie habe kein Interesse an irgendetwas, das Spaß machte, dachten, sie sei brav. Nur Fairouz und Marianne, die wussten, wie sie wirklich war. Antonia beobachtete ihre Klassenkameraden und schämte sich stellvertretend für sie. Diese Paarungsrituale waren ihr peinlich. Dabei hatte sie schon Sex gehabt, lange vor den meisten.

Kurz vor ihrem sechzehnten Geburtstag hatte sie mit Anton, einem Abiturienten des anderen Gymnasiums in der Bielefelder Altstadt, geschlafen. Er und sie fanden sich irgendwie gut, aber Anton war fast noch eigenbrötlicher als sie. Beide waren froh, mit dem anderen endlich ausprobieren zu können, wie Sex eigentlich funktionierte. Verliebt waren sie nicht wirklich. Von der ganzen Sache wusste bis heute nur Fairouz. Dass sie beim Sex allerdings so ausgesehen hatte wie die Klassenkameraden auf der Tanzfläche, bezweifelte Antonia.

Aber es war schön gewesen, vor allem, wenn Anton ihre Klitoris berührt hatte. Antonia war es warm und kitzlig und wohligh am ganzen Körper geworden. Antonia hatte sich damals gefragt, ob mit ihr etwas nicht stimme, weil sie mit einem Jungen Sex hatte, in den sie nur halb oder vielleicht auch nur ein Drittel verliebt war. Aber es war so viel leichter gewesen, sich ihm gegenüber zu offenbaren, als jemandem, den sie wirklich gewollt hätte. Anton konnte ihr egal sein, und deswegen war es auch nicht schlimm, als er sich irgendwann nicht mehr meldete. Das war sowieso unausweichlich gewesen. Antonia kannte niemanden, der seine Schülerliebe geheiratet hatte, zumindest nicht in der jüngeren Generation. Und wenn man sowieso auseinanderging, dann war es einfacher, wenn man sich gar nicht richtig geliebt hatte.

Aber Antonia war auch nie vollkommen glücklich gewesen, nur weil Anton da und sein Penis in ihrer Scheide war. Es war eben so. Es war spannend gewesen, manchmal erregend. Aber all das Schöne beim Verliebtsein, das vollkommende Glück, die Sehnsucht, den Flug und aber auch den Aufprall, all das hatte sie nur ganz leicht gestreift.

Marianne reichte ihr ein Bier. Antonia nahm einen Schluck und stellte es weg. Sie mochte Wein viel lieber, wollte aber Marianne nicht brüskieren. Gemeinsam standen sie da, ratlose Fremdkörper auf einer lauten Party.

Fairouz hatte sich von der Bar gelöst und unternahm ein paar Schritte in den Raum. Sie deutete einen Bauchtanz an, die Arme leicht angehoben. So wie Fairouz tanzte, hatte auch Antonia Lust, mitzumachen. Aber das Risiko, dass alle sie beobachten würden, war zu groß. All diese Menschen, die Antonia seit Jahren nur mit Namen kannte, würden zugucken. Simone, die gerade besonders schnell ihre Hüften vor- und zurücksausen ließ, Eva, die sich gerade an Steini hochschlängelte, und Steini, der probenhalber seine Arme um Eva legte. Und all die anderen, die gerade knutschten oder schon viel zu hacke waren, um überhaupt etwas mitzukriegen, die auch. Aber man würde ihnen irgendwann davon erzählen. Vanessa würde es Matthias sagen und Matthias seinem Freund Höfi und so weiter. Wie Antonia getanzt hatte. Abgehackt, anders, nur für sich, ohne sich umzusehen und alles in allem peinlich.

»Was meinst du, wollen wir gehen?«, fragte sie Marianne.

»Ja, warum nicht.« Marianne sammelte sofort die Bierflaschen ein, auf die es Pfand gab, und die beiden steuerten dem Ausgang zu. In einigem Abstand und etwas enttäuscht, Fairouz.

»Du hast dich nicht wohlgefühlt, oder.« Fairouz hakte sich draußen bei Antonia unter. Es war erstaunlich kühl für Mitte Juni. In Antonias Zukunftsfantasie, die sie seit ein paar Jahren kultiviert hatte, lag sie in der Nacht ihrer Abiturfeier knutschend mit einem

Jungen im Stadtpark. Es war warm, und man musste sich keine Gedanken machen. Das hier war alles irgendwie anders als erträumt. »Nicht direkt unwohl«, sagte Antonia. »Aber ich dachte, vielleicht ist es in der *Waschmaschine* besser?«

In der *Waschmaschine* saßen schon Eike, Wolfgang und Sandra, die alle ein Jahr vor ihnen Abitur gemacht hatten. Hier sahen alle aus wie Marianne und Antonia, hier fühlten sie sich wohl. Nur Fairouz fiel heraus, aber Fairouz passte nirgendwo so richtig hinein, also konnte man mit ihr auch überall hingehen.

Eike sah auf. Antonia konnte nicht sagen, ob sein Blick ihr oder Fairouz galt. Vorsichtshalber zog sie die Schultern nach hinten und streckte ihren Busen ein wenig nach vorne. Eike rutschte zur Seite, und sie setzte sich neben ihn auf das zerkratschte Ledersofa.

»Die drei Damen«, sagte er. »Habt ihr jetzt etwa Abitur?«

Antonia fiel keine originelle Antwort ein.

»Was heißt ›etwa?‹ Wir drei zusammen haben eine bessere Note als du alleine.« Fairouz sah Eike herausfordernd an, gleichzeitig bestellte sie bei der Kellnerin drei Planter's Punch.

»Seit wann trinkst du?«, fragte Eike, rutschte tiefer ins Sofa und ließ seine Beine noch weiter auseinanderklappen. Fairouz saß etwas erhöht auf einem Holzstuhl neben dem Sofa, wodurch sie automatisch größer und königlicher als alle anderen wirkte.

»Seit wann kennen wir uns? Seit drei Jahren? War ich je gläubige Muslima? Habe ich je gefastet? Trägt meine Mutter etwa ein Kopftuch? Sind wir nicht vor Saddam geflohen?«

»Ich hab dich noch nie betrunken gesehen.« Eike sah Fairouz an, und sie hielt den Blick.

»Woher weißt du denn, wann ich es bin und wann nicht? Vielleicht habe ich mich ja einfach besser im Griff als du.«

Eike saß da noch immer entspannt zurückgelehnt, die Hände lose gefaltet, lose über seinem Geschlecht. »Wie bist du, wenn du betrunken bist?«, fragte er. Fairouz lächelte vielsagend und schwieg.

Eike hatte letztes Jahr nach dem Abitur ein Freiwilliges Ökologisches Jahr bei einer Baumschule angefangen. Er wollte vielleicht Landschaftsgärtner werden. Oder Schreiner.

Er war nur ein paar Zentimeter größer als Antonia, die »genau 1,74 Meter« groß war, wie ihre Mutter Regina irgendwann einmal zufrieden festgestellt hatte. Die Frauen der Familie reihten sich im Abstand von zwei Zentimetern aneinander. Erst kam Wanda mit 1,72 Metern, dann Antonia und danach Regina mit 1,76 Metern. Regina fand das lustig und ließ jedes Jahr zu Weihnachten ein Foto von ihnen machen, aufgereiht wie die Orgelpfeifen, am Ende Edgar, dessen Kopf nur halb ins Bild ragte. Das war der Witz daran. Antonia fühlte sich immer unwohl, wenn sie zwischen Wanda und ihrer Mutter stand und für dieses Foto posierte. Als würde sie durch ihre Unlust und ihr Untalent, sich fotogen in Szene zu setzen, den ganzen Scherz, den ganzen Spaß, kaputt machen.

Eike war angenehm nah, Antonia fiel auf, wie viele goldene Strähnen in seinen schulterlangen braunen Haaren zu finden waren, die er zu einem tiefen Pferdeschwanz gebunden hatte. Sie warf wieder einmal einen Blick auf seinen hübschen, herzförmigen Mund und seine flachen, sehnigen Finger. Eike war sportlich, und wenn er sie umarmte, hatte Antonia das Gefühl, er könne sie einfach mit einem Arm hochheben und luftig durch das Zimmer tragen.

Der Planter's Punch war lecker, Antonia trank ihn viel zu schnell. Ihr Kopf wurde schwer. Eike drehte sich plötzlich zu ihr.

»Wie bist du denn eigentlich, wenn du betrunken bist?«

»Ich weiß nicht, ich glaube, ich werde einfach nur müde.« Antonia schaute überrumpelt in ihr Glas. Marianne saß in einen Sessel gekuschelt und unterhielt sich mit Wolfgang und Sandra, Fairouz thronte auf ihrem Stuhl und suchte den Raum nach interessanten Menschen ab, Antonia fühlte sich Eike und seiner Frage, vor allem aber ihrer Unfähigkeit, in einem Gespräch Humor zu entwickeln, ausgeliefert.

Es lief »Ode to my family« von den Cranberries. Zu ihrer eigenen Überraschung stand Antonia auf, ließ ihre weißen Arme schlenkern, bewegte sich in tänzelnden Bewegungen durch den Raum. Auf einmal war sie aber nicht mehr alleine, Eike tanzte ihr entgegen, tanzte um sie herum, tanzte nur mit ihr. Sah sich nicht nach Fairouz um, nicht nach irgendjemand anderem. Antonia überlegte hastig, ob sie jetzt etwas Besonderes machen musste, geriet aus dem Takt, bemerkte Eikes Irritation, tanzte tapfer weiter. Die Musik schepperte, die Luft war verraucht. Eike ließ sie nicht mehr aus den Augen, kam ein paar Schritte näher und legte schlussendlich seine Arme um ihre Hüften. Seine rechte Hand ruhte kurz über ihrem Steißbein. Antonias ganzer Körper war verschwitzt von plötzlich aufkommender sexueller Erregung. Die Musik wechselte, die ersten Takte von »Lemon Tree« liefen. Das war kein Lied, zu dem man eng zusammen tanzen konnte, sie probierten es trotzdem. Eike legte eine zweite Hand auf das hochinteressante Niemandsland zwischen Hüfte, Steißbein und Po, zog sie näher zu sich heran. Antonias Hände waren im Weg, sie hob ihre Arme und umschlang Eike. Da drückte er ihr einen kurzen, feuchten Kuss auf den Mund. So schnell und so hastig, als wäre es fast nicht geschehen. Antonia wurde weich, sie wollte sich gehen lassen, sich um Eike herumschlängeln, mit ihm diese Party verlassen, mit ihm schlafen. Gleichzeitig fühlte sie sich nicht wohl bei ihrem intimen Tanz im öffentlichen Raum, beobachtet von all diesen Menschen.

Sie nahm die Arme von Eikes Schultern und rückte seine Hand zurecht, etwas höher, in Richtung Taille. Eike ging einen kleinen Schritt auf Abstand, tanzte noch etwas weiter und nahm schließlich mit einem Gesichtsausdruck, als sei er ein echter Gentleman, beide Hände wieder weg. Er wankte von der Tanzfläche und ließ sich auf das alte Ledersofa fallen. Antonia blieb zurück. Wie kostbar war dieser Augenblick gewesen, und jetzt war er vorbei. Eike hatte das Interesse verloren, oder sie hatte

ihm die falschen Signale gesendet, sie wusste es nicht. Sie beschloss, sich nichts anmerken zu lassen, schlenkerte mit den Armen und bewegte sich im Rhythmus der Musik, der jetzt, wo Eike weg war, wieder wie von selbst seinen Weg durch ihren Körper hindurch fand. Nebenbei suchte sie die Tanzfläche nach ihren Freundinnen ab.

Fairouz tanzte zusammen mit einer jungen Frau, die in der *Waschmaschine* oft die Bar machte, in einer anderen Ecke. Die beiden freuten sich über ihre besonders expressiven Bewegungen und veranstalteten ein kleines Theater nur für sich. Als Antonias und ihre Blicke sich trafen, lachte Fairouz kurz. Sie hatte alles gesehen, Antonia würde sich stundenlang mit ihr über das Geschehene unterhalten können. Marianne aber saß bei den anderen Freunden, trank Bier und unterhielt sich mit Sandra. Niemand außer Fairouz hatte irgendwas mitbekommen, Antonia hatte sich völlig umsonst Gedanken gemacht.

Die Musik wechselte wieder, »Killing me softly« klang durch den Raum. Antonia setzte sich entschlossen zurück auf das Ledersofa neben Eike. Aber auch wenn alles in ihr danach schrie, schaffte sie nicht, nach seiner Hand zu greifen oder ihm in die Augen zu schauen, obwohl er ein paarmal intensiv in ihre Richtung blickte. Er muss den ersten Schritt machen, hämmerte es durch ihren Kopf. Der Mann muss den ersten Schritt machen. Irgendwann aber stand Eike auf und schwankte davon.

Als Antonia später im Bett lag fühlte sie sich nicht mehr sonderlich betrunken, sondern einfach ganz normal. Ihre Mutter hatte bestimmt gehofft, sie würde eine wildere Abiturfeier haben, auch in diesem Punkt hatte sie Regina enttäuscht.

Als Antonia gerade in die Pubertät gekommen war und noch nicht im Traum daran gedacht hatte, mit Jungs zu schlafen oder sich zu betrinken, hatte Regina sie beiseitegenommen, sich mit ihr in das große Esszimmer gesetzt und die Tür hinter sich ge-

schlossen. Sie hatte ihr ein Kondom erklärt, inklusive der Handhabung mit der obligatorischen Banane, hatte mit Antonia in kleinen, entsetzlich peinlichen Rollenspielen geübt, wie man Nein sagte, und ihr Tipps gegeben, welche Alkoholika man nicht miteinander mischen durfte.

Antonia war damals dreizehn gewesen und hätte zwar gerne geknutscht, aber ohne dabei von jemandem angefasst zu werden. Sie war sehr empfindlich, und jede Berührung wirkte bei ihr doppelt und dreifach so stark wie bei anderen, auch heute noch. Alkohol und Betrunkene hatte sie damals einfach nur eklig gefunden.

Sie hatte während des mütterlichen Vortrags, der bestimmt liebevoll gemeint war, beschämt ins Ungefähre gestarrt, in die Lücke zwischen Tischdecke und ihren Knien, und heimlich Rechenaufgaben gelöst. Als ihre Mutter fertig war, zumindest sagte sie nichts mehr, hatte sie den Kopf gehoben und gefragt: »Kann ich gehen?«

Ihre Mutter hatte gehofft, sie würde eine wilde Jugend haben. Sie hatte gehofft, nachts am Küchentisch zu sitzen und auf Antonias Rückkehr zu warten, auf Antonia, die sich die Nächte um die Ohren schlug und der die Jungs hinterherrannten. Aber die wenigsten Jungs rannten Antonia hinterher, und die Nächte schlug sie sich auch nicht um die Ohren. Trotzdem war sie äußerst unzuverlässig, wenn sie ausnahmsweise unterwegs war, und Regina schimpfte regelmäßig. Allerdings war sie dabei nicht einmal unterschwellig stolz auf ihre pubertierende Tochter, sondern nur sauer auf Antonias inneres Chaos, das nicht laut und interessant, sondern nur ungeordnet und störend war.

Antonia schlummerte langsam ein. Sie fühlte sich wohl. Schwebend wohl. Noch immer spürte sie Eikes Hand über ihrem Steiß. Wo seine Hand von dort aus wohl hingewandert wäre? Antonia fuhr sich mit den Händen zwischen ihre Beine, sie fanden ihre

Klitoris, umrandeten sie gekonnt. Eikes Hand kurz vor ihrem Po. Die Kreise wurden heftiger. Eike, der sie mit sanftem Druck in Richtung seiner Lenden zog. Antonia steckte einen Finger in ihre Scheide und stöhnte. Eike, wie er sie geküsst hatte. Antonia stellte sich vor, wie er sie dabei noch näher zu sich herangezogen und sie seinen harten Schwanz gespürt hätte. Die Kreise, der Finger in der Scheide, Eike, Antonia schlug mit der Hand auf die Bettdecke, stöhnte leise und zärtlich, wand sich, kam.

3. TENNIS

Wanda rannte auf dem roten Tartanboden hin und her. Der kurze weiße Rock saß knapp über ihren trainierten Schenkeln, den Tennisschläger hatte sie fest in der Hand.

Erika-Mieke, ihre Freundin und laut Regina mit Sicherheit eine der intelligentesten, unabhängigsten und vielversprechendsten Mädchen in ihrem Jahrgang, schmetterte den Ball zu ihr herüber. Erika-Mieke oder, englisch ausgesprochen, »E.M.«, wie ihre Freundinnen sie nannten, trug einen Männerhaarschnitt im Stil der Fünfzigerjahre, hatte eine breite Stirn und ein schmales Kinn, Sommersprossen und schräge, grün-graue Augen. Sie war um einiges kleiner als Wanda, wog aber genauso viel. In ihrer Gegenwart fühlte Wanda sich sicher, da sie die Dünnere war. Das hätte Wanda nicht einmal vor sich selbst zugegeben, zum Glück aber war E.M. ein wirklich interessanter Mensch, Wanda mochte und bewunderte sie, und so konnte sie vor sich selbst das Bild aufrechterhalten, das allein sei der Grund dafür, warum E.M. eine ihrer besten Freundinnen war.

Der Ball flog heran, Wanda hechtete danach, erwischte ihn gerade noch und platzierte ihn in E. M.s Feld. Wanda achtete auf ihre Beinmuskeln, wie sie sich beim Vorwärtssprung anspannten. Da wackelte nichts, kein Gramm Fett, da war alles Muskel. Auch an ihren Armen kein Wackeln. Sogar an der Stelle zwischen Schulter und Brust, die das ärmellose T-Shirt nicht bedeckte, knapp neben der Naht des Sport-BHs, keine Fettfalte, alles glatt.

E.M. schleuderte den Ball zurück, sie hatte mehr Kraft als Wanda, der Ball sauste ins Aus, Wanda lachte. Beim Tennis war sie nicht ehrgeizig. Hier ging es darum, den Körper zu trainieren, zu rennen, Fett zu verbrennen, und das tat man die ganze Zeit, egal, ob man gewann oder verlor.

Wanda wollte zwar grundsätzlich die Beste sein, insgesamt die Schönste, von allen die Dünnsste, überragend intelligent, überproportional erfolgreich. War dieser Grundzustand einmal gesichert, konnte sie sehr großzügig sein. Bei E.M. war es genau umgekehrt. Die hegte keinen grundsätzlichen Ehrgeiz in Bezug auf sich als Person, aber jetzt gerade wollte sie gewinnen.

Wanda hatte Hunger, nagenden, rasenden Hunger. Sie spielten schon seit gut über einer Stunde, langsam wurde es wärmer, ihre Armbanduhr, eine weiße G-Shock, zeigte kurz vor zehn.

Um halb neun hatte ihr Wecker geklingelt, obwohl sie gestern Nacht lange gefeiert hatte. Aber sie trank selten Alkohol und rauchte nie, das half am nächsten Morgen enorm.

Ihre Tennisverabredungen hielten E.M. und sie seit zwei Jahren eisern ein, obwohl Wanda ihre wöchentlichen Stunden Jazzdance am Dienstag und Modern Dance am Freitag wichtiger waren. Ihr körperliches Selbstbewusstsein zog sie aus ihrer Tänzerfigur, aber sie wusste, dass beim Tennis die Armmuskulatur noch einmal anders trainiert wurde, das war wichtig für den optischen Ausgleich. Wanda war morgens schon mit leerem Magen aufgewacht. Sie fühlte sich gut. Sie fühlte sich leicht, sie fühlte sich athletisch, sie fühlte sich schön.

»Uff, ich kann nicht mehr!« E.M. stützte die Hände auf die Knie.
»Ich kann nicht mehr! Ich hab zu wenig Wasser getrunken und noch Restalkohol im Blut, und ich hab Hunger! Komm, wir machen heute kürzer und gehen in der *Galerie* was essen.«

E.M. griff nach ihrer Wasserflasche, und auch Wanda trank in großen Schlucken. Je mehr sie trank, desto weniger spürte sie ihren Hunger. Sie rechnete im Kopf nach, was sie gestern gegessen hatte. Eine halbe Scheibe Brot mit Frischkäse, einen Salat mit Putenbrust. Ungefähr 450 Kilokalorien. Eigentlich konnte sie sich jetzt ein Frühstück erlauben, auf der anderen Seite hatte sie gehört, nach dem Sport zu essen sei das Schlimmste, da setze der Körper besonders schnell Fett an. Jetzt also nicht schwach werden, sie würde sonst die Quittung bekommen.

»Ich bin schon mit Markus zum Mittagessen verabredet.«

»Hast du nicht heute bei ihm übernachtet?«

»Doch, aber wir wollten das Wochenende zusammen verbringen.«

»Verstehe.« E.M. hob ironisch eine Augenbraue. »Na ja, ich muss eh lernen.«

»Du hast doch gerade erst Chemie geschrieben, was ist denn jetzt schon wieder?«

»Englisch.«

»Oh, das hatte ich vergessen!« Wanda verzog das Gesicht. Sie lernte von jeher nebenbei. Trotzdem war sie eine der besten Schülerinnen des Jahrgangs. Sie las viel, wusste über die abstrusesten Dinge Bescheid, merkte sich, was sie zufällig aufschnappte. Sie war unverschämt gut in der Schule, darüber definierte sie sich, aber ihr war wichtig, nicht als Streberin zu gelten, sondern als *intelligent*. E.M. hingegen lernte wie ein Uhrwerk, zuverlässig und ohne zu murren, jedoch ohne übertriebenen Ehrgeiz.

»Vielleicht fragt Markus mich ja Vokabeln ab.« Wanda sah E.M. mit einem albernen Grinsen an.

»Macht lieber ›English conversation‹, das kommt auch im Abi dran.«

»Hä, dann schaue ich lieber ein paar Filme im Original. Wobei, Markus hat einen furchtbar schlechten Filmgeschmack, Filme schaue ich lieber mit dir.«

»Dann lass uns heute einen Film schauen!«

»Ich hab Markus doch schon versprochen, dass ich komme, das ist doof, wenn ich das jetzt absage. Und vielleicht mach ich mit ihm wirklich *conversation*, er ist seit seinem Jahr in Chicago wirklich gut in Englisch. Kulturwissenschaften hat ja diesen doofen NC, da muss ich mir langsam mal Mühe geben.«

Wanda wusste selber nicht, ob der Stellenwert, den Markus bei ihr einnahm, übertrieben war. Sie wollte auch nicht näher darüber nachdenken. Aber seine Schulter war für sie enorm wichtig. Sein Duft. Seine Anwesenheit.

»Was macht Antonia jetzt eigentlich, hat sie einen Plan?«, wechselte E. M. schnell das Thema.

»Ich weiß es nicht, als Letztes meinte sie jetzt Pharmazie. Aber davor wollte sie Französisch studieren und davor eine Ausbildung zur Landschaftsgärtnerin machen.«

Sie wünschte sich für ihre Schwester irgendeine Form des wahren Glücks. Sie wünschte ihr, dass es ihr gut gehen würde. Aber sie wusste auch, dass dieses Glück für Antonia in einer derartig anderen Welt stattfinden würde, in einer Parallelwelt, die Wanda nicht interessierte, die für sie minderwertig und langweilig war, sodass Wanda es gar nicht als Glück erkennen, sondern Antonia immer ein wenig bemitleiden würde. E. M. und sie schwiegen.

»Ich fand ihr Kleid gestern komisch«, sagte Wanda schließlich. Wie breit Antonias Hüften in diesem Chiffonkleid ausgesehen hatten. Am Ende dachten die Leute, sie habe eine ähnliche Figur. Immerhin war sie ja Antonias Schwester.

»Ich mag Hosen sowieso mehr als Kleider. Ich zieh nächstes Jahr zum Abi einen Anzug an«, meinte E. M.

»Ich komm im Tennisdress.« Wanda grinste.

»Hat Antonia eigentlich ein gutes Abi?«, fragte E. M.

»Ehrlich gesagt, keine Ahnung.« Antonias Abiturnote war allen egal gewesen, inklusive Antonia selbst.

»Schade, dass du jetzt keine Zeit hast«, sagte E. M., als beide ihre Tennistaschen schulterten und zu ihren Fahrrädern gingen. Es roch nach frisch gemähtem Gras, und die Luft bekam langsam diese Wärme, die sich im Laufe des Tages zu Hitze steigern würde. Das Sonnenlicht war noch weich, vanillig, liebevoll.

E. M. drückte zum Abschied Wandas knöchigen Oberkörper fest an ihre breiten, stabilen Schultern. »Bis Montag, pass auf dich auf.«

»Oder morgen!« Wanda spürte, dass E. M. sie gerne bald wiedersehen würde. »Ich ruf dich an!«

Wanda sauste den kleinen asphaltierten Weg zwischen Feldern und Reihenhaussiedlung entlang zu dem Haus, in dem Markus wohnte. Sie mochte diese Momente alleine, in denen kein Gegenüber sie ansah, sie niemanden glücklich machen wollte. Wanda dankte dem Leben, dem lieben Gott, der großen Göttin oder wem auch immer, dass sie diesen Moment erleben durfte. Dass sie jung war und gesund, dass die Sonne schien und sie in einem reichen Land wohnte, in dem Frieden herrschte. Dass sie zu einem Jungen fuhr, den sie liebte, mit dem sie das Leben verbringen wollte.

Dann aber dachte sie an den Sex, den sie gleich mit Markus haben würde, und ihr Körper krampfte sich ein wenig zusammen. Sie dachte an die vielen Dinge, die sie noch erledigen musste, vor allem den vielen Schulstoff, und ihr Körper spannte sich noch ein bisschen mehr an. Sie dachte an Regina, die sich darüber freuen würde, wie sportlich sie heute wieder aussah. Dabei zogen sich ihre Schultern noch ein Stück weiter hoch. Aber alles, was an Stress und Anspannung in ihrem Körper vor sich ging, ignorierte Wanda. Sie nahm nur mit Freude wahr, dass sie die Erwartungen aller Menschen, die sie liebte, erfüllte.

Markus wohnte im vorletzten Reihenhaushaus der weißen Siedlung mit den flachen Dächern. Das Haus war geräumig und hatte sogar im Souterrain ein großes Zimmer. Hier wohnte Markus, im Windschatten seiner Familie.

Wanda ging seitlich an der Eingangstür vorbei und klopfte an das Fenster, das auf gleicher Höhe wie der Rasen war. Niemand reagierte, die Vorhänge waren noch zugezogen. Wanda ging um das Haus herum, auf der Terrasse saß Markus in Shorts und Badelatschen, eine große Schüssel Cornflakes in der Hand, das Gesicht in der Sonne. Im Wohnzimmer hörte seine kleine Schwester Christine Musik aus dem Kassettenrekorder und tanzte dazu. Wanda konnte sie durch die geschlossene Glastür hin und her hüpfen sehen.

Markus grinste, als Wanda auf die Terrasse kam, streckte seinen Arm aus, zog sie zu sich heran und bohrte sein Gesicht in ihren Bauch.

»Da bist du ja schon.« Er blickte sie von unten an, sein gebräuntes Gesicht, seine dunklen Locken, sein breiter Kiefer, sein Lächeln. »Hello.«

Er zog Wanda auf seinen Schoß, und sie machte sich leicht, sie hatte schon als Kind Angst gehabt, zu schwer zu sein, wenn sie bei jemandem auf den Knien saß. Markus legte seinen Arm um sie und hielt sie fest. Wanda wurde ruhig und musste nichts mehr reden. Hier, dachte sie, war ihr echtes Zuhause.

Irgendwann begann Markus mit dem rechten Bein zu wippen, ein Zeichen für Wanda, dass es Markus langweilig oder sie zu schwer wurde, und sie setzte sich auf einen Terrassenstuhl neben ihm. Er streckte ihr einen Löffel mit Cornflakes hin, »Auch?«. Wanda öffnete den Mund und genoss diese Ladung aus Mais, Zucker und Milch. Sofort bekam ihr Hunger noch größere Dimensionen, ihr Körper wollte mehr, aber sie kaute lange, sie kaute ausgiebig, bis ihr Magen sich beruhigt hatte und zufrieden war mit dem, was sie ihm gab.

Die Terrassentür öffnete sich, Christine erschien, in Leggings und Balletttrikot, beäugte ihren Bruder und dessen Freundin mit einem kleinen Grinsen, und rief: »Wir fahren jetzt in die Stadt!«

Hinter Christine erschienen Markus' Eltern, die Mutter Agnetha groß, blond und fröhlich, der Vater Christoph gedrungen, dunkelhaarig, sportlich und gemütlich.

»Markus, ich befehle dir, dass du mitkommst!« Markus' Vater lachte, während er seine Hände Markus auf die Schultern legte. »Nein, nein, ich verstehe, wenn ihr eure Ruhe haben wollt. Vor sechs Jahren wärest du noch mitgekommen.«

Markus grinste seinen Vater an und winkte seiner Mutter. Bei Markus' Eltern war alles unverstellt, man konnte sich darauf verlassen, dass alle das, was sie sagten, auch so meinten. Deswegen fühlte Wanda sich hier oft wohler als zu Hause. Andererseits kam Markus und sein ganzes Dasein ihr manchmal etwas schwingungsarm vor, als könne er manche Gefühle und Gedanken weder bei anderen wahrnehmen noch sie selber denken oder empfinden. Aber, lieber hielt sie sich für kompliziert, als an Markus zu zweifeln.

Als die Haustür sich schloss, zog Markus Wanda hoch, und sie gingen Hand in Hand die Treppe hinunter. Sobald sie vor seinem Bett standen, küssten sie sich, Markus legte beide Hände auf Wandas kleinen Po.

Gestern hatten sie keinen Sex gehabt, sie waren zu müde, die ganze Woche hatten sie nicht miteinander geschlafen, Wanda zählte da genau mit, immer in der Angst, Markus könne sich plötzlich von ihr ab- und einer anderen zuwenden.

Jetzt hatten sie also wieder Sex, Wanda war erleichtert. Sie zog sich schnell aus, Markus gleich mit, schnell spürte sie seinen warmen, durchtrainierten Körper. Markus schubste sie halb spielerisch aufs Bett, legte sich dann auf Wanda, die schon die Beine gespreizt hatte, und küsste zärtlich ihren Hals. Zärtlich berührte

er sie auch an ihrer Klitoris, genau da, wo Wanda es schön fand, als er aber mit ihr schlief, als sein Penis, inzwischen in ein Kondom verpackt, in sie eindrang, krampfte sie sich unmerklich zusammen. Es tat weh, es tat immer ein bisschen weh.

Dieser Sex musste etwas anderes sein als das, was ihre Mutter mit wissend-mildem Lächeln erwartet hatte, als sie Wanda vor einem Jahr über ihr erstes Mal mit Markus befragt hatte. Wanda hatte ihr damals nicht die volle Wahrheit erzählt. Dass ihr das Blut auf dem Laken peinlich gewesen war und dass alles gar nicht so viel Spaß gemacht hatte, wie Regina sie vorher hatte glauben lassen.

Ihre Schwester Antonia war von Regina aufgeklärt worden, daran konnte sich Wanda erinnern. Sie selbst war damals zwölf gewesen, hatte an einem schönen Sommertag mit Katharina auf dem Wohnzimmerteppich gelegen, und sie hatten über ihre Zukunft geredet. »Ich möchte Anwältin werden, wie mein Vater«, hatte Katharina gesagt und war sich dabei mit der Hand selbstbewusst durch ihre Locken gefahren. Da war Regina ins Esszimmer nebenan marschiert, Antonia zögerlich hinterher, Regina hatte die Flügeltür zwischen Wohnzimmer und Esszimmer geschlossen, und man hatte ihre Stimme gedämpft aus dem Zimmer gehört. Kurz darauf war Antonia in den Flur geschlüpft, war die Treppen hinuntergeeilt, auf ihr Fahrrad gestiegen und hatte sich erst mal nicht blicken lassen. Regina hatte angefangen, in der Küche Abendbrot zu machen und dabei vor sich hin zu singen. Wanda war mit Katharina in das Esszimmer geschlichen, sie hatten eine einzelne Banane auf dem Tisch liegen sehen, die Hände vor den Mund geschlagen, »Oh, mein Gott« gerufen und begeistert gekichert.

Wanda selbst aber war von Regina nie aufgeklärt worden. Anscheinend traute sie ihr zu, dass sie dies alles selber erledigte. »Ach, Sex wird dir Spaß machen, das weiß ich!«, war das Einzige, was Wanda ab und zu von ihrer Mutter gehört hatte.

Als sie fertig waren, zog Markus sie zu sich und hielt sie fest. Das war schön, das war geborgen, Wanda hätte sich gerne dieser Faulheit hingeeben. Stattdessen besiegte sie den Anfall von Schwere und Müdigkeit, entwand sich seinem Griff und ging duschen, kalt, warm, kalt, warm. Sie griff sich ein Sweatshirt von Markus und ihre Unterhose, kam sich darin ein wenig vor wie die ›Girls‹ aus den amerikanischen Filmen, setzte sich neben ihn und stupste ihn mit dem Zeh an. »Wir müssen noch lernen.«

Markus brummte, aber weil er ähnlich gewissenhaft war wie Wanda, schlug er nach einer Weile die Augen auf, stöhnte kurz, lächelte sie dann an und setzte sich auf.

»Congratulations, the good news is, you just had the greatest sex of your life, the bad news: Your partner is dumb as fuck.«

Wanda lachte.

»You seem to be extremely smart, and you are extremely good-looking«, fuhr Markus fort. »Why don't you start dating someone in your league? Someone you can talk about astrophysics or human rights with? Speaking of human rights, when was Nelson Mandela released from prison? It might happen that you have to remember that particular year in your next test. And as far as I know, you are highly interested in A levels – even though you could skip school and start a career as a foto model.«

Markus grinste charmant, Wanda sah ihn verliebt an.

Ihr Blick fiel auf ihre weiße G-Shock, die auf dem Nachttisch lag.

»Oh, in einer halben Stunde machen wir ein Familien-Kaffee-trinken und stoßen noch mal auf Antonias Abitur an. Willst du mit?«

Markus verzog den Mund.

»Soll ich danach vorbeikommen?«, fragte Wanda.

»Ich weiß nicht, ich wollte noch mit den Jungs ins *Limelight*, könnte später werden, vielleicht lieber morgen.«

Die Nachricht traf Wanda. Sie wusste zwar, dass sie nicht eifer-

süchtig sein musste, im *Limelight* wurde nur Billard gespielt und viel Bier getrunken, aber es versetzte ihr immer einen Stich, wenn Markus ohne sie seine Freizeit plante, egal, was es war.

»Ich bin morgen mit E. M. verabredet.«

»Dann komm doch danach bei mir vorbei«, sagte Markus, und Wandas Welt war wieder halbwegs in Ordnung.